

„Bin ich Teil dieser Gesellschaft?“

UnternehmerFrauen informieren sich über Integration

„Die neue Person in unserem Umfeld hat bei Ankunft ihre eigene Kultur im Rucksack immer dabei“, so der Referent Thomas Müller. Von einer Integration spräche man, wenn die neue Person adaptiere, dass was hier sei und sich in die Gesellschaft einbringe; dies müsste aber nicht zwangsläufig ein Aufgeben der eigenen Kultur bedeuten, so Müller.



Optimal wäre, wenn die Gesellschaft wiederum akzeptiere, dass die Neuankömmlinge die eigene Kultur nicht aufgäben. Problematisch könne es werden, wenn man dies verlange. „Wenn wir eine erfolgreiche Integration haben wollen, dann kann das Aufgeben der im Rucksack mitgebrachten Kultur nur auf freiwilliger Basis funktionieren“, forderte Müller.

In den größeren Städten träfe man häufig auf das Problem der Segregation. Die neuen Bewohner ziehen sich innerhalb ihres Kulturkreises konzentriert in bestimmte Quartiere zurück, bewahren ihre Traditionen und unsere Werte und Normen spielten eher eine untergeordnete Rolle. Diese Stadtteile würden häufig als „soziale Brennpunkte oder „Problemviertel“ bezeichnet und stellten große Herausforderungen für Politik, Ordnungskräfte und Stadtplanern dar. In kleineren Städten und Gemeinden wie

bei uns sei dies eher nicht der Fall, so Müller.

Eine große Aufgabe stelle die soziale Integration jüngerer Menschen dar.

„Was wollen junge Menschen?“ In erster Linie Anerkennung in Schule, Beruf, Familie und bei Freunden. „Bin ich Teil dieser Gesellschaft? Akzeptiert man mich so wie ich bin?“ Wer dies mit JA beantwortet ist integriert, erklärte Müller. Viele Menschen hätten aber bereits in jungen Jahren Diskriminierungserfahrung am eigenen Leib erfahren. Dies könne manchmal in Beruf oder in der Schule oder auch in der Familie aufgefangen werden. Wenn nicht, dann verankern sich Glaubenssätze bei den jungen Menschen wie: „Ich bin so nicht gewollt, ich gehöre nicht dazu“. Ein Abdriften in Drogen, Kriminalität, Extremismus könne verstärkt die Folge sein.

Thoms Müller warb für Verständnis und bat darum, sich vor Augen zu halten, warum Menschen ihre Heimat verlassen. Welcher Druck gerade auch auf jüngeren Männern liege, die von ihren Familien vorausgeschickt würden verbunden mit der Erwartungshaltung, für die Daheimbleiben den Weg zu bereiten.

Beim Aufbruch seien diese noch guter Stimmung, der Fluchtweg könne unter Umständen traumatisch sein, dann käme das Sprachproblem dazu, gefolgt vom zeitlich ungewissen Aufenthalt im Lager. Die Gefahr krank zu werden oder sich abzusondern mache diese jungen Menschen anfällig für das Anwerben von Extremisten.